



Amili Targownik

Hat keine
Flügel,
kann aber
fliegen

Meine Geschichte

Aus dem Englischen von Sophia Lindsey



PENGUIN VERLAG

Für meine Eltern,
die mir dabei geholfen haben, aus einem Gedanken
eine Wirklichkeit werden zu lassen.

Für Annabel und Carmen,
die mir Mamãe für so lange Zeit ausgeliehen haben.

Dieses Buch wäre ohne die Unterstützung meiner Familie
nicht zustande gekommen. Ihr habt nie an mir gezweifelt und
nie aufgegeben, auch wenn ich es schon getan hatte.

Inhalt

Vorab	9
Leben	11
Hände	18
Fernsehen	22
Anders	26
Schmetterling	35
Ein neues Zuhause	39
Lizenz zum Gehen	47
Annabel	52
Leicht wie eine Feder	55
Leicht wie eine Feder II	60
Das Mädchen, das schweigt	68
Annabel II	72
Der Traum	76
Die gefangene Stimme	80

Drei Frauen	90
Big Mac	98
IQ	103
Freunde kommen und gehen	108
Der Segen	113
Erste Liebe	118
Erste Male	126
Cappuccinomädchen	130
Es war einmal ein Elefant	139
Ganz weit weg	152
Blackout	170
Freunde kommen und gehen II	177
Das Abenteuer kann beginnen	186
Stürmische Tage	192
Große, gute Geister	202
Das Mädchen, das schweigt II	206
Lizenz zum Glücklichsein	214

Vorab

Als Kind dachte ich, dass alle Menschen behindert geboren werden und mit achtzehn die Lizenz zum Gehen erhalten.

Doch wenige Monate, nachdem meine Schwester zur Welt gekommen war, brach für mich eine zusammen. Ich musste zusehen, wie sie krabbelte. Wie sie lief. Und ich musste einsehen, dass ich mich geirrt hatte. Die Lizenz zum Gehen existierte nur in meiner Fantasie.

Ich war so wütend, dass ich aufhörte zu sprechen. Ich würde so lange schweigen, bis mir jemand erklärte, was das alles sollte. Warum konnte meine Schwester gehen – und ich, die Ältere, konnte nicht mal alleine aufstehen?

Das Schweigen machte mich einsam. Die Einsamkeit machte mich traurig. Ich wäre gerne von zuhause weggelaufen, doch ich kam ja nicht mal ohne Hilfe aus dem Bett. Also erfand ich eine Traumwelt zu meiner Wirklichkeit.

In diesem Buch erzähle ich meine Geschichte. Ich nehme den Leser mit in meine beiden Welten; in die, in der ich das Mädchen mit Behinderung bin, aber auch in die andere, in der ich mich frei bewegen, ja sogar fliegen kann.

Lange hatte ich das Gefühl, nicht gut genug zu sein. Lehrer und Außenstehende hatten mich das immer wieder glauben lassen. Ich dachte, an ein bestimmtes Schicksal gefesselt zu sein, aus dem es keinen Ausweg gibt. Doch es gab sehr wohl einen.

Heute bin ich vierundzwanzig Jahre alt und schreibe diese Zeilen in meinem Zimmer in Tel Aviv, wo ich Sozialwissenschaften studiere. Ich kann mir nichts Schöneres vorstellen, als hier zu sitzen und endlich sagen zu können, dass ich mein Leben voll und ganz auskostete.

Hätte ich nicht so viele Hürden überwinden müssen, gäbe es heute dieses Buch nicht. Ich habe meine Geschichte aufgeschrieben, um zu verhindern, dass es anderen so geht wie mir. Denn jeder hat eine Stärke, auch wenn man sie nicht mit bloßem Auge sieht.

Tel Aviv, im Frühjahr 2020

Leben

Ich versuchte mich umzudrehen, doch ich hatte keine Kraft mehr. Ich war zu schwach. Seit Tagen hatte ich nichts mehr gegessen. Ich musste hier raus, ganz egal wie, war mir sicher, dass ich es keine Sekunde länger hier drinnen aushalten würde. Es war unglaublich heiß, wie in einem Backofen. Ich bekam keine Luft. Es war dunkel und eng. Ich konnte mich kaum noch bewegen.

»Mama, hol mich hier raus«, flehte ich. Aber sie reagierte nicht. Sie stand am Herd und war gerade dabei, getrocknete Bohnen in einen Topf zu schütten. Als das Wasser kochte, goss sie es in die Spüle und füllte frisches nach, »um Blähungen zu vermeiden«, wie sie immer sagte. Dann gab sie das Fleisch mitsamt den Knochen hinzu, außerdem einen halben Kohl, den Saft einer halben Zitrone, drei Knoblauchzehen, einen Teelöffel Salz, drei Lorbeerblätter und eine Prise Pfeffer. Die geheime Zutat aber war Zeit; dreieinhalb Stunden, in denen der Eintopf langsam vor sich hin köchelte. Dabei verströmte er einen köstlichen Geruch, der mich nur noch hungri-ger machte und mich an die gähnende Leere in meinem Magen erinnerte.

»Mama, bitte!«, versuchte ich es ein zweites Mal. »Ich habe Hunger, ich bin müde, ich kriege keine Luft. Ich kann mich nicht bewegen. MAMA, ICH ERSTICKE!«

Doch sie bekam meine Hilferufe gar nicht mit. Während der Bohneneintopf auf dem Herd blubberte, dachte sie an ihre

Kindheit, als ihre eigene Mutter genau wie sie in der Küche gestanden und das gleiche Gericht zubereitet hatte. Sie dachte an den lauen Wind São Paulos, an die Sonne, die warm durch das offene Fenster hereinschien.

Dann setzte sie sich auf das Sofa im Wohnzimmer und wartete. Im Flur tickte die Uhr, laut und fordernd. In ungefähr einer Stunde würde Papa von der Arbeit nach Hause kommen. Mama war im achten Monat schwanger und konnte zurzeit nicht arbeiten. Selbst die aller kleinste Bewegung kostete sie Unmengen von Kraft. Sie war sehr schlank, wodurch ihr runder Bauch geradezu lächerlich groß aussah. Beim Gehen musste sie sich zurücklehnen, um nicht vornüberzukippen. Die schwere Kugel zog sie wortwörtlich runter. Sie legte die Hand darauf.

»Endlich! Sie hat mich gehört!«, dachte ich und schmiegte meinen Kopf hoffnungsvoll in die Wölbung.

»Seltsam«, murmelte Mama, »das Baby bewegt sich in letzter Zeit immer weniger.«

Natürlich war sie regelmäßig beim Arzt gewesen, doch der hatte ihr jedes Mal versichert, dass alles in bester Ordnung sei. Auch mein Vater behauptete, sie mache sich viel zu viele Sorgen.

»Es ist ganz normal, dass sich Babys nicht so viel bewegen, wie wir das gerne hätten«, wiederholte er ständig. Um sie zu beruhigen, sang er ihr immer wieder dasselbe Lied vor: »Don't worry, be happy!«

Es klang ja ganz schön, aber langsam ging er mir damit echt auf die Nerven.

»Nein, Mama! Das ist überhaupt nicht normal! Du machst dir zu Recht Sorgen!« Ich gab nicht auf. »Hör nicht auf die anderen, nicht mal auf Papa! Hör auf dein Gefühl. Hör auf mich! FAHR ENDLICH INS KRANKENHAUS UND HOL MICH HIER RAUS! SOFORT!«

Als Papa nach Hause kam, war er bester Laune: »Freust du dich schon auf deine Party?«

»Glaubst du wirklich, dass die Feier unter diesen Umständen eine gute Idee ist?« Mama klang leicht verärgert.

»Unter welchen Umständen denn?«

»Ich kann doch nicht einfach meinen Dreißigsten feiern und so tun, als wenn nichts wäre, obwohl sich das Baby seit Tagen kaum bewegt hat!«

In nur drei Tagen war ein großes Fest geplant, zu dem sie all ihre Freunde eingeladen hatten. Für Papa stand fest, dass sie die Party unmöglich so kurzfristig absagen konnten. Das hätte mehr Aufwand bedeutet, als sie einfach durchzuziehen. Er versuchte, Mama zu beruhigen.

»Paula, dem Baby geht es gut. Wie oft muss ich dir noch sagen, dass das ganz normal ist? Wie oft muss der Arzt betonen, dass alles in Ordnung ist?«

Auch Ärzte liegen manchmal daneben, dachte ich.

»Du musst doch irgendwem vertrauen!«

»Genau, Mama!«, schrie ich. »Vertrau deinem Bauchgefühl!«

»Denk dran, was der Arzt gesagt hat«, fuhr Papa fort. »Wenn sie sich nicht bewegt, bleib ganz ruhig und iss ein wenig Schokolade.«

Er reichte ihr ein Stück.

Schokolade!, dachte ich, *ich will keine Schokolade, ich will hier raus!*

Ich nahm all meine Kraft zusammen und schaffte es, Mama einen schwachen Tritt in den Bauch zu verpassen. Auch wenn ich mir dabei fast den Zeh gebrochen hätte.

»LASS MICH HIER RAUS!«

Papa legte die Hand auf Mamas Bauch. »Siehst du? Sie bewegt sich. Kein Grund zur Sorge.«

Die Nacht darauf war kaum zu ertragen. Jede Bewegung war mühsamer als die davor. Trotzdem versuchte ich alles, um Mamas Aufmerksamkeit zu bekommen. Doch es führte zu nichts. Sie schlief,

während ich um Hilfe schrie. Mit jeder Minute lockerte sich der Griff, mit dem ich mich ans Leben klammerte. Ich war kurz davor aufzugeben.

Papa ging früh zur Arbeit, und Mama bekam Besuch von ihrer Freundin Michal, die angeboten hatte, bei den Vorbereitungen für die Party zu helfen. Die beiden kannten sich noch aus der Zeit, als sie zusammen im Kibbuz gearbeitet hatten.

»Wie geht es dir eigentlich, Paula?«, fragte Michal, als sie eine Kaffeepause auf der Veranda einlegten. Mama seufzte.

»Ehrlich gesagt, nicht so gut. Ich weiß, dass ich eigentlich glücklich sein und mich auf mein Baby freuen sollte, aber ich hab viel zu viel Angst.«

»Wovor hast du denn Angst?«

Mama erzählte ihr, was los war.

»An deiner Stelle würde ich gleich ins Krankenhaus fahren. Egal, was die anderen sagen. Ich komme auch mit.«

Mama zögerte, war im Grunde aber froh über das Angebot. Doch zuerst wollte sie mit Papa sprechen.

Mein Vater war Journalist und mit seinem Kamerateam im Zentrum von Tel Aviv unterwegs, wo sie nach einem Selbstmordattentat Aufnahmen von den Überresten einer Bushaltestelle machten. Noch am selben Abend würden die Bilder auf der ganzen Welt in den Nachrichten zu sehen sein. Sein neues Diensthandy klingelte in dem Moment, als er am Schauplatz der Katastrophe eintraf. Er benutzte es ungern für private Anrufe und war nicht gerade begeistert, als er die Nummer auf dem Display sah. Er nahm sofort ab.

»Paula, bitte nicht jetzt.«

»Ich fahr ins Krankenhaus. Ich muss einfach wissen, was los ist.«

»Was? Ich versteh dich ganz schlecht. Ist irgendwas passiert?«

»Ich will ins Krankenhaus fahren und mich untersuchen lassen.«

Doch mein Vater war immer noch fest davon überzeugt, dass es mir gut ging und Mamas Ängste unbegründet waren. Außerdem sorgte er sich wegen der Terroranschläge, die es in letzter Zeit in Tel Aviv gegeben hatte, und wollte sie lieber selbst ins Krankenhaus fahren. Wir mussten uns gedulden.

Drei endlos lange Stunden vergingen, bevor ich Papa an der Tür hörte. Ich bekam fast keine Luft mehr, aber ich gab nicht auf und feuerte meine Eltern in Gedanken an. *Schneller. Wir haben nicht mehr viel Zeit.*

»Vielleicht sollte ich was zum Wechseln mitnehmen, falls ich heute entbinden muss.«

»Entbinden? Du hast doch noch einen ganzen Monat!«

»Nein, hat sie nicht!«, schrie ich so laut, wie ich nur konnte.

Sie packte ein paar Klamotten ein und musste auch noch ins Bad, dann waren wir endlich auf dem Weg ins Krankenhaus. Im Kriechtempo bewegten wir uns durch die Straßen von Tel Aviv, und ich hörte die Autos quäkend miteinander schimpfen.

Als wir ankamen, war später Nachmittag, und Mamas Arzt war schon nach Hause gegangen. Die Nachtschicht hatte gerade angefangen, und im Wartezimmer saßen etliche schwangere Frauen, die lautstark danach verlangten, als Nächste drangenommen zu werden. Es war so voll, dass Mama stehen musste. Ich hörte, wie die anderen Babys auf ihre Mütter einredeten. Sie alle wollten raus, doch keines von ihnen hatte so wenig Zeit wie ich.

»Worauf wartest du, Mama? Ich ersticke! Bitte, Mama ...« Ich konnte nicht mehr klar denken. Ich bewegte mich überhaupt nicht mehr. Ich war unendlich müde. Gerade wollte ich in einen tiefen Schlaf fallen, als ich eine unbekannte Stimme hörte.

»Also, Frau Targownik, was fehlt Ihnen?«

Der Arzt hatte den Satz kaum zu Ende gesprochen, als Mama ihm auch schon ins Wort fiel und erzählte, was los war. Er wirkte überhaupt nicht überrascht. Das sei typisch für junge Frauen, die

zum ersten Mal Mutter werden. Sie machten viel Aufheben um nichts. Er schickte uns nach oben, um meine Herztöne abhören zu lassen. Danach sollten meine Eltern mit dem Diagramm wieder nach unten kommen.

Es war so viel los, dass sich vor dem Aufzug eine Traube von Menschen gebildet hatte. Weil meine Mutter keine Geduld mehr hatte und dabei wohl vergaß, dass sie hochschwanger war, nahm sie kurzerhand die Treppe. Bei jeder Stufe stießen ihre Beine gegen ihren Bauch, sodass ich mal auf die eine und mal auf die andere Seite geschubst wurde. Nicht gerade hilfreich, wenn man damit beschäftigt ist, am Leben zu bleiben. Als sie es endlich bis nach oben geschafft hatte, wurde Mama an eine Maschine angeschlossen. Ich hörte mein eigenes Herz laut schlagen. Es war ein komisches Gefühl.

»Irgendwas stimmt da nicht«, sagte die Krankenschwester. »Ich glaube, Sie gehen besser noch mal zum Doktor zurück.«

Zuerst dachte Mama, das Gerät sei kaputt.

»Warum soll ich denn wieder zum Doktor? Es muss doch ein anderes geben, das funktioniert.«

Doch als der Arzt sie wieder hereinrief und das Diagramm betrachtete, sagte auch er meinen Eltern, dass man die Herztöne noch mal messen müsse. Nun begann auch Papa, sich Sorgen zu machen.

»Vielleicht ist doch nicht das Gerät das Problem.«

Diesmal nahmen sie den Aufzug. Die ganze Prozedur begann von vorn. Der Arzt hielt die beiden Diagramme nebeneinander.

»Notkaiserschnitt! Sofort!«

Wer bin ich?

Ich bin!

Aber noch nicht auf der Welt.

Ich will hier raus.

Ich will atmen.

Ich brauche Sauerstoff.

Ich brauche Nahrung.

Ich versuche mich umzudrehen.

Aber ich schaffe es nicht!

Ich will leben.

Ich will Eltern, die mich lieben.

Ich brauche Eltern, die mich beschützen.

Ich will meinen Vater sehen.

Ich will meine Mutter sehen.

Ich will, dass sie mich hört.

Warum antwortet sie denn nicht?

Mama, ich will nicht sterben!

Hände

Mama lag auf dem Rücken. Ihr Herz schlug immer langsamer, als wäre sie kurz davor einzuschlafen.

»Nein, Mama, du darfst jetzt nicht schlafen!« Ich bekam es mit der Angst zu tun. »Du musst mich hier rausholen! Wie kannst du mir das nur antun?«

Von einer Sekunde auf die andere fiel sie in einen tiefen, festen Schlaf, wie ich es noch nie erlebt hatte. Meine Panik wurde immer größer. Hatte sie mich im Stich gelassen? Starb sie etwa?

Grelles Licht blendete mich, und ich kniff die Augen zusammen.

Wenn Mama jetzt stirbt, dann sterbe ich auch.

Da packten mich zwei große Hände und zogen mich in Richtung des Lichts.

»Mama?«

Hier draußen war es sehr kalt. Ein anderes Paar Hände fasste mich an den Füßen, sodass ich kopfüber in der Luft baumelte. Das war alles andere als bequem. Da tauchte eine weitere Hand auf, steckte mir einen Schlauch in die Nase und zog ihn wieder heraus. Dies war schon ein sonderbarer Ort. Er wurde von lauter Händen bewohnt. Ich wusste, dass sie Menschen gehören mussten, doch ich konnte sie kaum erkennen. Das Licht war zu hell, und da waren so viele Geräusche. Geräusche, an die ich nicht gewöhnt war. Dann kam eine Hand auf die Idee, mir einen Klaps

auf den Po zu geben. Ich begann zu weinen und zuckte zusammen, als ein lauter Schrei aus meiner Kehle drang.

»Mama! Wo bist du?«

Sie antwortete mir immer noch nicht, doch ich konnte sie im Bett liegen sehen. Eine Maske bedeckte ihr Gesicht, und ihre Augen waren geschlossen, als wäre sie tot. War das normal? War sie wirklich tot? Mein Blick wanderte zu der Nadel in ihrem Arm, die mit einer verkehrt herum aufgehängten Wasserflasche verbunden war. Eine Klammer an ihrem Finger führte zu einer Maschine, die eigenartige Piepstöne von sich gab und lauter Zickzacklinien malte. Schief sie vielleicht bloß? Ich wünschte, sie würde aufwachen, doch bevor ich irgendetwas tun konnte, wurde ich in ein warmes Tuch gewickelt und weggetragen.

Sie steckten mich in einen Glaskasten. Darin waren Hunderte von Schläuchen und Drähten und so viele Kissen und Decken, dass ich fast darin versank. Der Kasten stand auf einem Tisch mit Rollen.

Ich wurde in ein Zimmer geschoben, das einen langen, komplizierten Namen hatte. Die Buchstaben reihten sich aneinander wie die unzähligen Wassertropfen, die durch einen meiner Schläuche flossen: Neugeborenen-Intensivstation. Hier waren lauter Babys in Glaskästen, die genau wie ich nicht ganz wie geplant oder zu früh auf die Welt gekommen waren. Dabei war es doch eigentlich genau umgekehrt: Noch ein bisschen länger, und es wäre zu spät gewesen.

Große, in Blau gekleidete Gestalten ließen uns nicht aus den Augen. Sie wuselten durcheinander und schoben Kästen hinein und hinaus.

»He, du! Wo bringen sie dich hin?«, fragte ich.

»Zu meinen Eltern natürlich«, antwortete das Baby. Na klar! Ich wusste doch, dass irgendetwas fehlte. Wo waren meine Eltern? Mama lag nebenan, so viel wusste ich schon mal. Ich sehnte mich danach, sie wiederzusehen.

Da hörte ich eine vertraute Stimme: »Entschuldigung, kann mir jemand sagen, wo meine Frau ist?«

Das war doch ... Papa! Doch er klang ganz anders als vorher. Seine Stimme war nicht so ruhig und warm wie sonst. Sie war voller Fragezeichen, als wäre er wütend und ängstlich zugleich.

»Ich habe seit einer Stunde nichts mehr von meiner Frau gehört! Ich muss wissen, wie es ihr geht!«

Doch je mehr er es versuchte, desto weniger schienen die Menschen auf ihn zu achten. Die Station war überfüllt.

»Papa, hier bin ich!«

Er musterte jedes einzelne Baby und versuchte, mich unter ihnen zu entdecken.

»Hier!«

Doch wir waren in unseren Tüchern und unter den Schläuchen und Kabeln kaum zu erkennen, sodass wir für ihn wahrscheinlich alle gleich aussahen. Als er mich nicht finden konnte, wurde er nur noch nervöser.

»Ich will jetzt sofort wissen, wo meine Frau ist! Sie hatte einen Notkaiserschnitt. WO IST MEINE FRAU? Versuchen Sie, etwas vor mir zu verheimlichen? Und wo ist meine Tochter?«

»Hier, Papa! Ich bin hier!«

Er war kurz davor, die Beherrschung zu verlieren. Da packte ihn ein schielender Pfleger am Arm.

»Verlassen Sie bitte den Raum.«

Meine Mutter war in der Zwischenzeit in einen anderen Raum verlegt worden, in dem noch weitere Frauen aus der Narkose erwachten. Wenig später wurde auch ich aus der Intensivstation in das Zimmer gebracht, das bereits aus allen Nähten platzte.

Als Mama die Augen öffnete, war ich froh, dass sie zumindest nicht *ganz* tot war. Aber sehr lebendig wirkte sie auch nicht gerade.

»Ich glaube, ich muss mich übergeben ...«

»Einen Moment, Frau Targownik, ich hole schnell eine Schale ...
Ich bin sofort bei Ihnen.«

»Hier ist die Kleine!«, sagte die Kinderkrankenschwester und rollte meinen Kasten so nah wie möglich an Mamas Bett heran. Doch die andere Schwester beschwerte sich darüber, dass er im Weg stand, und schob ihn wieder beiseite. In dem Moment betrat ein von oben bis unten in Blau gekleideter Mann das Zimmer. Er sah mich aus braunen Augen an, und obwohl der Mundschutz die untere Hälfte seines Gesichts verdeckte, war ich mir sicher, dass er lächelte. »Willkommen auf der Welt, Amili!«

Als ich seine Stimme hörte, wusste ich: Es war mein wunderbarer Papa, der sich mittlerweile beruhigt hatte und in den Aufwachraum gelassen worden war. *Hallo, Papa*, dachte ich und hoffte, dass er mich hören konnte.

»Schau mal, Paula, Amili ist hier! Ist das nicht das schönste Geburtstagsgeschenk, das man sich wünschen kann?«

Aber Mama bekam überhaupt nichts mit. Als ich den Kopf zur Seite wandte, konnte ich sie im Bett liegen sehen. Ihre Augen waren geschlossen, und sie war immer noch blass. Doch mit ihren dunkelbraunen Locken und dem schmalen Gesicht sah sie wunderschön aus. Heute war der 18. Oktober 1995, und in ein paar Tagen würde sie dreißig Jahre alt sein. Ich wünschte, sie würde mich ansehen, doch sie tat es nicht.

Dann wurde mir klar, dass es ganz egal war, wann sie ihre Augen öffnete. Ich war glücklich, weil ich wusste, dass ich zu diesen beiden Menschen gehörte. Ich konnte es kaum erwarten, endlich mit ihnen nach Hause zu gehen. Nur Mama, Papa und ich. Drei Teile eines Ganzen.

Fernsehen

Als ich zwei Kilo wog, durfte ich nach Hause. Mehr als zwei Wochen hatte ich nun in Gesellschaft all dieser seltsamen Menschen verbracht, während Mama zu Hause sein musste, weil im Krankenhaus der Platz nicht reichte. Sie waren alle nett zu mir, benahmen sich aber doch sehr sonderbar, zum Beispiel, als sie einen Fernseher in die Intensivstation rollten, der sogar die schreienden Babys übertönte! Je mehr wir weinten, desto höher stellten sie die Lautstärke. Eigentlich hatte ich nichts gegen den schwarzen Kasten. Aber ich war doch sehr erleichtert, als endlich Mama auftauchte. Auf einmal wurde mir klar, wie sehr ich sie vermisst hatte! Ganz langsam und vorsichtig kam sie auf mich zu und verkündete mir, dass wir heute nach Hause gehen würden.

Guten Abend. Erlauben Sie mir zu sagen, dass auch ich sehr bewegt bin. Ich möchte jedem Einzelnen danken, der heute hierhergekommen ist, um für Frieden zu demonstrieren und gegen Gewalt. Diese Regierung ... hat sich entschieden, dem Frieden eine Chance zu geben.

Während Mama mit dem Arzt sprach, wurde ich das Gefühl nicht los, dass an diesem Tag etwas sehr Bedeutsames passierte. Die Schwestern waren voll und ganz auf den Fernseher fixiert.